Nebeltitanen, die wie ungeheure Eisberge im Luftraum schwimmen, fliegen spielerisch kleinere Wolkenbrocken umher, ratlos, als wüßten sie keinen Ausweg aus dem Labyrinth.

Schaurig-schönes Bild, dieser Aufruhr der Nebelriesen! Lautlose Explosionen einer gärenden Luftmasse. Gespenstische Wolkenschatten gleiten vorüber. Silhouetten tauchen auf, verschwinden wieder. Das menschliche Auge versagt im Wirbel der wechselnden, ungewohnten Szenerie. Wir steigen 2000 Meter höher und umfliegen die Gipfel der Wolkengebirge, die 5000 Meter erreicht haben. Eisig wird die Luft. Das Thermometer zeigt 7 Grad Kälte. Ueber uns, scheinbar zum Greifen nahe, jagen milchige Cirren nach Osten. Auch in dieser Höhe erkennt man noch deutlich die aus der Tiefe heraufschießenden Warmluftwellen. Aus den gezackten elfenbeinfarbigen Häuptern der Wolkenriesen brechen unablässig neue Türme. Ihre Ränder, anfangs scharf gezeichnet, voll verhaltener Kraft, zerfließen jedoch rasch, sie beginnen zu „nebeln" und zu „rauchen", ein Zeichen, daß bald der Höhepunkt der atmosphärischen Spannung erreicht ist. Auch gelingt es den emporschießenden Wolkentürmen nicht, die 5500-Meter-Grenze zu durchbrechen. Eine Sperrschicht, gleich einer unsichtbaren Faust, aus dem Weltenraum, schlägt die stürmenden Wolken immer wieder zurück, daß sie sich ducken und flach werden wie ein Riesenamboß.

Allmählich schließt sich unten das tobende Meer. Es wird für uns höchste Zeit, niederzugehen, wenn wir noch vor Ausbruch des Unwetters landen wollen. Im Sturzflug jagt die Ju durch die brodelnden Phantome, erreicht gerade noch das Feld, als sich die Riesenwolken vor die Sonne schieben. Ein harter Donnerschlag — das Gewitter bricht los!

Die Luft kann die ungeheuren Feuchtigkeitsmengen, die in den Wolken konzentriert sind, nicht mehr tragen. Gewaltiger Regen ergießt sich in die Tiefe. Und in jenen Höhen, wo der Frost herrscht, haben sich die Nebeltröpfchen in Eis verwandelt sich zusammengeschlossen und senken sich als gelbgraue Hagelwolke herab. Es rasselt in der Luft, näher, lauter und gleich darauf prasselt der Hagel wie ein furchtbares Maschinengewehrfeuer. In einem der taubeneigroßen Stücke, das der Zufall mir vor die Füße rollt, erkenne ich etwas Dunkles, eine kleine Fliege. Ein Wunder? Nein, nur ein grausames Spiel der Natur, einer Tragödie letzter Akt, deren erste Szene vor einigen Stunden unbemerkbar blieb.

Die Fliege summte von Blüte zu Blüte. Sie wollte einen Feldweg überqueren, als eine Windhose aufsprang, staubgeschwängert, leise surrend. Die Fliege geriet in den wirbelnden Sog. Sie wurde auch von dem Wirbelwind erfaßt, der an diesem heißen Tage flimmernd zum Himmel wehte, höher und höher gerissen und war bald nicht mehr als eines der unzähligen Nebelteilchen, die in den Wolkengebirgen auf- und niederwallten. In den schneeweißen, scharfrandigen Wolkentürmen, wo die Nebeltröpfchen zu winzigen Eisnadeln erkalteten, bildete sich auch um den starren Körper der Fliege eine eisige Hülle und wurde schließlich zur Hagelschloße wie die Milliarden von Eisnadeln rings herum.

Seltsamer, ewiger Kreislauf im Naturgeschehen, das so viel Wunderbares birgt. Dazu gehören auch die herrlichen Wolkenbilder, die Phantome des Aethers, die aus dem Nichts geboren, bald zur Geißel, bald zum Segen werden, um dann wieder in Nichts zu vergehen.

Massa, es tut viel weh!

Wenn wilde Kongoneger ihr „Schmerzensgeld" verlangen. Von Ernst Hillebrand.

Ein britischer Missionar, der jahrelang im Kongogebiet lebte, und sich unter den Eingeborenen allgemeiner Wertschätzung erfreute, erzählte einigen Freunden gelegentlich einiges über seine Erfahrungen als „weißer Medizinmann" unter den Wilden. Da ein praktizierender Arzt nur höchst selten im Wirkungsbereich des Missionars erschien, kamen die Eingeborenen mit ihren Leiden und Gebrechen für gewöhnlich zu ihrem Seelenhirten, der nach bestem Wissen und Gewissen den Doktor zu vertreten suchte.

Besondere Mühe bereitete ihm die Heilung eines Negers, der an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war. Der Geistliche hatte wohl einen Sanitätskursus durchgemacht, konnte Verbände anlegen und kannte auch die wirksamsten Medikamente zur Bekämpfung der landläufigen Tropenkrankheiten. Er pflegte also den Lungenkranken, so gut er es konnte, obwohl wenig Hoffnung bestand, den Patienten am Leben zu erhalten. Der Kranke, ein riesiger Naturbursche, stand die kritische Zeit verhältnismäßig gut durch und erholte sich dann allmählich unter der aufopfernden Pflege des Weißen.

Schließlich war der Mann soweit geheilt, daß er aus der langwierigen Pflege entlassen werden konnte. Er besuchte vor seinem Fortgang seinen Lebensretter und verlangte in recht bestimmter Weise ein Geschenk von dem. Der Missionar meinte, daß wenn hier überhaupt einer etwas fordern könne, er selbst es sei, doch freue es ihn, den Schwarzen doch noch dem Tode abgerungen zu haben, und diese Freude sei ihm Lohnes genug. Aber sein Patient könne nicht von ihm verlangen, nun auch noch für seine Krankheit beschenkt zu werden. Kurz, er lehnte freundlich aber energisch das Ansinnen des Wilden ab.

Darob geriet der in großen Zorn und schimpfte los: „Wie? Schämst du dich nicht, Massa? Es tut viel weh, dir dies sagen zu müssen: ich habe deine Heilmittel genommen, habe deine mir verordneten Süppchen gegessen und auch sonst alles getan und gelassen, was du mir auftrugst. Und jetzt willst du mir zum Lohn dafür nicht einmal ein Stück Stoff geben, damit ich mich kleiden kann?"

Diese ehrliche Entrüstung des Naturburschen belustigte den Missionar derart, daß er lachend zu seinem Vorratsschuppen ging und bald mit einem säuberlichen Bende zurückkam. Der Wilde bekam seine Belohnung fürs Kranksein ...

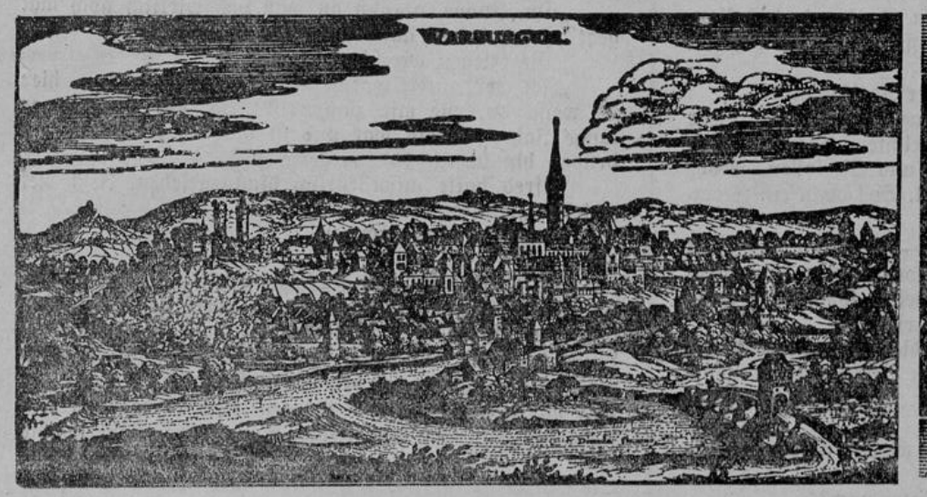
Solcher Auffassung, daß der Kranke dem ihn behandelnden weißen Arzt durch Befolgung von Ratschlägen und Verhaltungsmaßregeln wenn nicht eine besondere Gunst, so doch einen gewissen Dienst erweist, begegnet man im Kongo häufiger. Die Wilden lassen sich in der Tat gesund pflegen, in der Hoffnung, der Arzt möge sich ihnen für diese ihre Leistung irgendwie erkenntlich zeigen.

Ein Häuptling, der von dem Missionar Bentley gesund gepflegt worden war, erklärte ganz ernsthaft: „Habt ihr Weißen eine Wirtschaft darum gemacht! Ich mußte Geflügel essen, ich mußte mich überhaupt gut ernähren. Ihr seid komisch, ihr Weißen. Jetzt wo ihr abreisen wollt, soll ich kein einziges Geschenk von euch bekommen? Ihr seid sehr geizige Leute!" Und dann deutete er durch die Blume an, daß früher die schwarzen Medizinmänner doch bessere Menschen gewesen wären und sich die Pflege eines armen Kranken schon etwas kosten ließen. Wobei dem Häuptling allerdings nicht die sehr geschäftstüchtige Moral seiner medizinischen Stammesgefährten zum Bewußtsein gekommen war, daß beim Kurieren eine Hand am zweckmäßigsten die andere wäscht. Und nicht selten beruhte das Ansehen eines solchen Medizinmannes auf der „Handsalbe", mit denen er seine Patienten einrieb. Für reichliche Geschenke zögerten sie nicht, das Loblied des gütigen Spenders zu singen.

Als ein besonders hartnäckiger Bursche erwies sich ein Neger, dessen Gesicht von den Klauen eines Löwen furchtbar zerrissen worden war. Als der Missionsarzt es ihm mühselig wieder zusammengeflickt hatte, erschien der Schwarze bei ihm und meinte gönnerhaft: „Mein Mund sitzt zwar nicht genau an der Stelle, wo er bisher war, aber die Wunden sind gut verheilt. Alle sagten, daß ich nicht lebend davonkommen würde, aber deine Kräuter und deine Salben haben mich gerettet. Fortan werde ich immer zu dir kommen und dich bitten, wenn ich etwas haben will. Ich habe jetzt kein Messer, also gib mir schon ein Messer!" Als der Arzt sich weigerte, diesem Wunsche zu entsprechen, ging der Mann laut schimpfend von dannen.

Und die Erklärung für dieses seltsame Verhalten der Wilden? — Die schwarzen Naturkinder sind der Ansicht, der weiße Mann sei mit übermenschlichen Kräften des Geistes ausgestattet und könne sie, wenn er nur ernstlich wolle, im Handumdrehen heilen. Mache er nun allerlei Umstände mit ihnen und verzögere die Heilung, so sei das eine ungebührliche Belästigung des Kranken, für die der entschädigt werden müsse. Somit verlangt der Kongoneger kein „Krankengeld", sondern vielmehr ein „Schmerzensgeld", wenn es ihm dreckig geht! Denn: „Massa, es tut viel weh ..."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 60 | **28. Juli 1937** | **11. Jahrgang**

Meister Weigel und seine Kinder

Roman von Ottrid von Hanstein

6. Fortsetzung

Ernst Weigel war noch schlechter zumut als vorher. Er konnte diesen eingebildeten Fatzke nicht ausstehen und jetzt — jetzt — er begriff noch nicht ganz, aber er fühlte so etwas, als beginge er Irma gegenüber eine große Gemeinheit.

„Notar Egon Schulze."

„Tag, lieber Notar."

Zangenberg und Alfred waren eingetreten.

„Ich habe schon alles vorbereitet. Herr Ernst Weigel — legitimiert durch den mir bekannten Bücherrevisor Zangenberg, nicht wahr? Also, ich lese vor. So, jetzt bitte die Unterschriften. Herr Werner Pistor, in Firma Auktionshaus Pistor. Bitte Legitimation — danke. Haben Sie das Geld mitgebracht? Sehr schön. Bitte, Herr Weigel und Herr Zangenberg als gerichtlicher Sachverständiger, die Quittung zu unterschreiben. Vortrefflich. Kostenrechnung sende ich ein. Habe die Ehre, meine Herren."

Der eilige Herr verschwand, und inzwischen war auch Irma eingetreten.

„Verehrtes Fräulein Irmintrud, Sie sehen, ein Mann, ein Wort."

Irma war sehr blaß.

„Ich danke Ihnen, Herr Pistor."

„Aber bitte, bitte — ich hoffe, Sie werden mir bald das Vergnügen machen, Sie zu einer Autofahrt abholen zu dürfen. In Ihrem früheren Wagen natürlich. Bleibt ja schließlich gleich, in wessen Garage er steht. Auf recht baldiges Wiedersehen, kleine Irma."

Gestern hätte er ganz gewiß nicht gewagt, „kleine Irma" zu sagen. Heute mußte sie sich gefallen lassen, daß er einen vertraulichen „Fünfminutenbrenner" auf ihre Hand drückte.

„Wiedersehen, Papa Weigel."

Er nickte Alfred vertraulich zu.

Irmas Herz krampfte sich zusammen.

Der Mann sollte —?

Zangenberg, der natürlich von den inneren Zusammenhängen nichts wußte, steckte das Geld ein.

„Na also, der morgige Lohntag ist gesichert. Jetzt noch eine gute Nachricht. Sie möchten also wirklich in der Fabrik nicht mehr tätig sein, Herr Weigel?"

„Nicht um die Welt."

„Und Sie möchten sich in dem Gebäude im Hof wieder einrichten?"

Jetzt antwortete Alfred fest:

„Jawohl, ‚Tischlerei Ernst Weigel und Sohn.' Ich werde bei meinem Vater als Lehrling eintreten."

Zangenberg sah ihn an und streckte ihm die Hand hin.

„Das haben Sie sich gut überlegt?"

„Sehr genau."

„Dann sage ich nichts als bravo! Also, das Haus können Sie haben. Zahlen Sie ein halbes Jahr im voraus, das genügt. Und was Hobelbänke und Werkzeuge anbetrifft: ich habe mir vorhin das Gebäude angesehen. Es ist ja noch eine richtige Werkstatteinrichtung drin."

Irma sagte leise:

„Es war ja Vaters frühere Werkstatt."

„Na also, was drin ist, bleibt drin. Uebrigens müßte man Ihnen ja selbst im Fall eines Konkurses lassen, was Sie zum Erwerb brauchen. Sie können ja das alles mit — wie heißt doch Ihr Werkführer — ach ja, Kuhlekamp — besprechen. Den müssen wir jetzt auch noch haben."

Alfred stand auf.

„Ich werde ihn holen."

Kuhlekamp trat ein, er war ein großer, hagerer, grauhaariger, aber noch sehniger Mann. Zuerst warf er einen unsicheren Blick auf Ernst Weigel, der aber streckte ihm die Hand hin:

„Komm nur, Heinrich. Ja, das hilft nun nichts, ich bin alle."

Zangenberg setzte dem Werkführer alles Geschehene auseinander und sagte ihm, daß er nun den Betrieb leiten solle.

„Ne, Herr Revisor, das mache ich nich."

„Warum denn nicht?"

„Sehen Sie, ick habe mit Ernst Weigel vor vierzig Jahren bei demselben Meister gelernt. Dann hat er mir zu sich geholt. Ick habe die ganzen Jahre gesehen, wat der Weigel für ein anständiger Mann ist, wenn ihm auch in

den letzten Jahren der Fabrikdirektor in den Kopp gestiegen war und er zu ville uff den noblen Schwager gehört hat. Aber, daß ick mir jetzt sozusagen uff seinen Stuhl setzen soll — ne, das jeht mir über de Hutkrempe."

„Sie müssen das anders auffassen, lieber Herr Kuhlekamp; Sie sollen mir und meinem Bruder doch helfen, Vaters Fabrik zu halten. Bitte, lassen Sie uns nicht im Stich."

Das hatte Irma gesagt, und der Revisor nickte.

„Ganz richtig. Herr Weigel mag ja selbst nicht mehr und will wieder eine Tischlerei einrichten. Fräulein Weigel wird hier im Kontor tätig sein und Sie sollen, gerade als Freund, sehen, was zu retten ist. Soll denn ein Fremder — —?"

„Ja, wenn Sie das so sagen — — wenn — ne, ick bin überzeugt, daß dat allens noch wieder zurechtzuwurschteln jeht. Also schön. Dat heißt, sobald der Ernst wieder selber will, dann tret ick zurück."

„Gut, dann rufen Sie bitte die Vertrauensmänner zusammen, damit wir den Arbeitern Bescheid sagen. Morgen wird der Lohn richtig bezahlt. Dafür hat Fräulein Weigel gesorgt."

Alfred hatte gesehen, wie es wieder in des Vaters Gesicht zuckte.

„Brauchen Sie jetzt meinen Vater noch?"

„Nein. Fräulein Weigel, Sie werden jetzt hier tätig sein. Ich komme zunächst jeden Vormittag, um alles zu besprechen."

Kuhlekamp war gegangen, Zangenberg sprach mit Irma.

„Vater, jetzt komm mal."

„Wohin denn, Alfred?"

„Jetzt wollen wir uns mal unten alles ansehen."

Der Alte ging neben dem Sohn schwerfällig die Treppe hinunter.

In dem großen Fabrikhof, der zum Teil mit Gras bewachsen war und sogar noch ein paar Bäume besaß, stand hinten an der Mauer des Nachbargrundstücks ein niedriges, altes Häuschen. Ueberbleibsel aus einer Zeit, in der vorn der große Bau noch gar nicht gestanden hatte. Es war vollkommen mit Efeu bewachsen und hatte verstaubte Fenster. Wilhelm Färber hatte es längst abreißen wollen, um dort eine Großgarage zu bauen, aber dem hatte sich Ernst Weigel widersetzt. Alfred öffnete die Tür. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen durch die blinden Fenster und die Tür. Da standen in dem großen Raum drei Hobelbänke, da war eine alte Fräsmaschine, da hing an der Wand ein großer Schrank mit Werkzeug, und unter dem Fenster stand ein mächtiger Werktisch.

Ganz langsam trat Ernst Weigel ein. Er stand mitten in dem Raum und sah sich mit großen Augen um. Dann nickte er.

„Siehste, Alfred! Das da, das ist die Hobelbank, an der ich als kleiner Junge gestanden habe. Da drüben am Werktisch, da stand mein Vater! Das da, das ist der große Hammer, mit dem ich mir als Bengel mal mächtig auf die Finger geklopft habe. Siehste, Alfred, hier bin ich glücklich gewesen. Was glaubst, wie Mutter und ich uns gefreut haben, als wir eben geheiratet hatten und der Vater uns die Werkstatt übergab! Was haben wir beide geschuftet und gerackert und immer einen Groschen auf den andern gelegt. Und dann war uns die kleine Wohnung oben nicht mehr gut genug. Dann erst zogen wir in die Invalidenstraße, vier Zimmer mit Balkon und dann — dann kam Onkel Wilhelm mit großen Rosinen aus Amerika zurück und machte uns alle verrückt — und nu?"

Er hatte sich an den Werktisch gesetzt und den Kopf in die Hand gestützt. Alfred trat zu ihm.

„Und nun machen wir alle Fenster auf und lassen die frische Luft herein, und morgen, wenn erst hier wieder ordentlich aufgewischt und gesäubert ist, dann sitzt du da wieder am Werktisch, genau wie dein Vater, und ich stehe hier an der Hobelbank. Bekommst allerdings einen etwas alten Lehrling und — am Ohrläppchen ziehen lasse ich mich nicht und hauen darfst du auch nicht. Das ist jetzt verboten."

Langsam war in Weigel eine Veränderung vorgegangen. Er stand jetzt am Werkzeugkasten.

„Du, Junge, glaubst du, daß das wirklich noch mal geht? Ich hab doch gar keine Kunden."

„Die kriegen wir schon."

„Ich weiß nicht, woran das liegt, aber jetzt — hier — weißt du, wie mir zumut ist? So, wie wenn einer lange Jahre verreist war und ist plötzlich zu Hause. Da drüben bin ich nie daheim gewesen."

Alfred hatte unwillkürlich hinausgesehen. Jetzt rief er leise: „Mutter kommt!"

Weigel zuckte zusammen.

— — — — — — — — —

Im Kontor saß Irma Weigel allein am Schreibtisch. Sie blickte sich um. Was wollte sie eigentlich hier? Ihre Gedanken flogen. Für heute nachmittag hatte sie sich mit Luise Schönlank verabredet. Sie wollten beide nach Johannistal hinausfahren und den neuen Riesendornier ansehen. Und morgen — richtig — morgen sollte sie doch auf dem Flugplatz sein und den kleinen Sportflieger steuern. Sie hatte sich ja für den großen Europarundflug gemeldet. Sie seufzte tief auf. Das war nun alles vorbei. Wie sollte sie jetzt noch Zeit finden für ihren Sport! Da mußte sie schon warten, bis — es überlief sie eiskalt. Etwa, bis sie Frau Pistor war?

„Fräulein Irma!"

Sie schreckte zusammen und machte eine Bewegung, als ob sie fliehen wollte, aber Fritze Kuhlekamp, der erst jetzt nach Feierabend Zeit hatte, kam näher.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht sagen können, wie traurig ich bin. Ich — ich weiß nicht, was ich da reden kann — ich möchte Ihnen nur mal die Hand drücken."

Mit ihrer Fassung war es vorbei und sie weinte laut auf, während sie beide Hände vors Gesicht drückte. Jetzt stand er ganz dicht neben ihr und legte die Hand vorsichtig um ihre Schultern.

„Aber Irmeken! Nicht doch! Nicht weinen! Das wird ja alles wieder anders und — ne, Irmeken, weinen dürfen Sie nicht. Weinen dürfen Sie nicht, solange der Fritze Kuhlekamp noch da ist. Sehen Sie, jestern, da habe ick mir garnich so recht getraut, was zu Ihnen zu sagen. Wie Sie da so in die feine grüne Fahne standen und so nobel aussahen. Aber nu — wenn Sie weinen —, dann — ne, Irmeken, das dürfen Sie mir nicht antun. Dann möchte ich ja selber gleich losheulen."

„Fritz, wenn Sie wüßten —"

„Ich weiß alles. Ick weiß auch noch viel mehr. Ick weiß, daß ich nichts auf der ganzen Welt so lieb habe wie Sie und daß ich mich jeden Augenblick für Sie würde in Stücke reißen lassen. Und was mein Vater ist, na ja, wir sind ja man ganz einfache Leute und ich bin bloß Tischler, aber, so ein bißchen hat Vater schon erspart und hungern brauchen wir nicht."

Gequält stöhnte Irma auf.

„Sprechen Sie nicht weiter. Bitte, bitte, sprechen Sie nicht weiter. Das ist ja alles unmöglich."

Er trat zurück.

„Ach so! Das ist unmöglich? Na ja, das hätte ich mir ja denken können. Sie sind ja 'ne feine junge Dame. Na dann — ich dachte ja nur, wenn ein Mensch traurig ist und er weiß dann, daß es einen gibt, der ihn lieb hat — ja — das war dumm von mir. Dann entschuldigen Sie nur, dann will ich nicht stören."

Irma hatte sich umgedreht und ergriff seine Hand.

„Lieber, lieber Fritz, jetzt denken Sie etwas ganz Falsches. Ich danke Ihnen, ich — bitte — lassen Sie mich jetzt. Sie wissen ja gar nicht, was mit mir ist, und ich kann auch nicht reden."

Sie richtete sich auf und zwang sich zusammen.

„Ich werde Ihnen das alles erklären, wenn ich kann. Jetzt habe ich kein Recht, an mich selbst zu denken. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre guten Worte."

Eben kam Herr Zangenberg von der Konferenz mit den Vertrauensmännern zurück. Fritz schlich aus der Tür. Jetzt war er erst recht ganz verwirrt. Was war denn los mit der kleinen Irma? Er war eben ein Tölpel gewesen. Wie konnte er jetzt gleich von so etwas reden!

— — — — — — — — —

Frau Auguste Weigel, der der alte Kuhlekamp gesagt hatte, daß ihr Mann in der früheren Werkstatt wäre, kam mit schleppenden Schritten über den Hof. Wer die Frau gestern im Kreis ihrer Gäste gesehen, hätte sie nicht wiedererkannt. Obgleich sie auch jetzt ein gutes Kleid anhatte, war sie eine müde, alte Frau.

Weigel saß wieder am Werktisch, und Alfred, der fühlte, daß die beiden jetzt allein sein müßten, war über den Hof und auf die Straße gegangen. Ganz langsam kam Auguste auf ihren Mann zu und sah sich dann in dem staubigen Raum um.

„Du, Ernst, ich glaube, hier ist auch kein Gas."

„Ne, das war zu meines Vaters Zeiten noch nicht Mode."

Beide blieben eine Weile stumm, dann sagte Ernst:

„Nu schimpf' man, ich hab's ja verdient."

Sie weinte auf und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ne, Ernst. Du hast's nicht verdient. Du hast es ja nie gewollt. Der Wilhelm ist daran schuld und ich. Ich hab' ja nicht geahnt — —"

Er blickte scheu auf.

„Du schimpfst nicht?"

„Ne, Ernst. Schimpf du lieber."

Er seufzte.

„Ja, Alte, da sitzen wir also wieder hier; und weißt du, mit dem Gas, das ist Unsinn."

Er sprang auf.

„Weißt du, was unsere Kinder getan haben?"

„Ich weiß nur, daß die Irma so gut zu mir gesprochen hat."

Jetzt wollte ihr die Irmintrud nicht mehr über die Lippen, der Alte wurde lebhaft.

„Kinder haben wir — Kinder — weißt du, wo die Irma ist? Die hat sogar den Herren vom Gericht den Kopf zurechtgesetzt. Sie hat gemacht, daß sie mich nicht geholt haben. Sie hat es fertig gebracht, daß morgen die Löhne gezahlt werden, und jetzt sitzt sie oben in meinem Büro und will dafür sorgen, daß unser Name ehrlich bleibt. Und der Alfred! Herrgott, was hat der Junge mir heute nacht gesagt! Und weißt du —"

Jetzt kollerten ihm wieder die dicken Tränen über die Backen.

„Weißt du, was nun wird? Nun mache ich hier wieder eine Tischlerei auf. Eine richtige ehrliche Tischlerei, und zwar nicht allein. Der Alfred bleibt bei mir. Er hat sein Studium an den Nagel gehängt. Ernst Weigel und Sohn! Mutter, wenn man so 'ne Kinder hat, dann darf man nicht schlapp werden. Und ich weiß nicht, seit ich wieder hier unten in der alten Bude stehe und wenn ich mir denke, wir wohnen da oben — wo wir als ganz junge Leute schon einmal gewohnt haben, und fangen ganz klein wieder an — ob's doch noch mal geht?"

„Natürlich geht's. Tag, alte Dame."

Irma war eingetreten und hatte sich wieder vollkommen in der Gewalt.

Frau Weigel bekam einen Schreck.

„Es wird schon dunkel. Müssen wir wirklich nach Frohnau? Und sehen, wie die Dienstboten feixen?"

Jetzt war Alfred zurückgekommen.

„Nein, Mutter, das sollt ihr nicht. Ich habe hinaustelephoniert, daß wir heute nacht in der Stadt bleiben und habe uns da drüben im Stargarder Hof drei Zimmer bestellt. Eins für euch, eins für Irma und eins für mich. Morgen fahre ich hinaus und lohne die Mädchen ab. Irma hat ja noch Geld. Dann lasse ich auch gleich die Möbel, die wir behalten dürfen und die hierherpassen, bringen. Es ist so am besten. Und jetzt gehen wir alle zusammen zu Aschinger."

*

Es war ein kleines, dumpfes Zimmer in dem bescheidenen Gasthof in der Veteranenstraße, in dem ein paar Stunden später die beiden alten Weigel standen.

Frau Weigel war ganz weich und sanft.

„Nun soll ich dir wohl wieder die Taille aufknöpfen, wie früher? Weine man nich. Ich weiß nicht, mir ist so, als ob es nun doch nochmal anders werden könnte. Siehste, nun sind wir wieder da, wo wir hingehören. Uebrigens, ich muß dir noch was sagen: sie haben ihn schon."

„Wilhelm?"

Er nickte.

„Besser, als wenn sie dich — Ernst, das hätte ich nicht überlebt."

(Fortsetzung folgt)

Erlebnis am Fenster einer Ju

Von Walter Lammert

Ganz unten am Osthimmel, wo das eintönige Grau der Wolken heller und heller wurde, als wenn jemand mit aller Kraft daran herumbürstete, lugt plötzlich ein Stückchen blauer Himmel hervor. Flugs wendet die Nasenspitze unserer braven Ju dorthin, schon flitzt sie hindurch, hinauf in den sonnigen Aether. Unten bleibt ein wogendes Wolkenmeer, aus dem hier und da Nebelfontänen herausspritzen. Doch die Sonne hält Hausputz, da läßt sie sich von solch kleinen Zornesausbrüchen nicht stören. Ein Loch nach dem anderen bohren ihre Strahlen in den grauen Brei, bald leuchten sie kühn hindurch auf die grünenden Wiesen und Wälder in der Tiefe. Ein Panorama ungetrübter Heiterkeit.

Das sind jene wundervollen Tage, an denen der Himmel blauweiß gesprenkelt die Fernen umspannt, der Wind sich schläfrig im Laube kuschelt. Wie die Sonne scheint!

Aber in dem Paradies, das sie hervorzaubert und umschmeichelt, kauern gefährliche Kräfte. Die gleichen Strahlen, die eben die Wolken zerrissen, brauen ein giftiges Elexier. Aus den blumigen sonnenübergossenen Auen, den erhitzten Steinmassen der Ortschaften, über dem dampfenden Wald wirbelt warme, leichte Luft wie ein Ballon aufwärts. Aufwindkanäle, Luftlöcher entstehen, über die schlecht gelaunt unser schnittiger Vogel hin- und herbuckelt. Noch ist die Sicht gut, die Luft klar, aber vom Boden aus beginnt es zu flimmern und zu zittern und mit diesem seltsamen Geschehen verbindet sich eine kleine Tragödie, deren letzter Akt nachher wie ein grausiges Naturwunder erscheint.

Da! Welch seltsamer Spuk! Aus dem Nichts, 1600 Meter hoch, schießt ein weißes Etwas hervor. Ein Turm quirlt auf, 100 bis 300 Meter hoch, wie der Dampf aus dem Schornstein einer vorbeirasenden Lokomotive, um jäh zu zerfließen, wieder verschluckt vom Nichts.

Während wir mit unserer Maschine schnell größere Höhen aufsuchen, wird die Welt ringsum zu einem Ameisenhaufen. Ballen über Ballen türmen sich im Blau. Ein märchenhaftes Bild — diese brodelnde, gärende Atmosphäre, Metamorphose jener unsichtbaren heißen Wirbel, die vom Erdboden in die Kälte des Luftraumes jagen. Kaum 30 Sekunden später! Ein riesenhafter Wolkenturm hat sich um etwa 1500 Meter erhöht, umnebelt uns mit seinem quellenden Gipfel. Wir gleiten eilends aus seinen nassen Fängen, stehen neuen Wänden gegenüber. Vor uns und um uns Wolkenwände, scheinbar starr, silberne Riesen, Kolosse mit grellweißen Köpfen, die brodeln und gären, mit weißer Lava gefüllt. Zwischen den riesigen